

Behindert: Anders und normal sein – oder normal ist, was vorkommt

Gastbeitrag der Schwerbehindertenvertretung

Es gibt immer noch Menschen, die die Kategorien ‚normal‘ und ‚anders sein‘ im Kopf haben und im Alltag benutzen. Aber ergibt diese Trennung Sinn? Und warum werden diese Kategorien überhaupt benutzt? Ist es Bequemlichkeit oder vielleicht gar Angst? Helfen diese Kategorien irgend jemandem – und wenn ja, warum?

Sich diesen Fragen zu nähern, erfordert eine Reflektion darüber, wo man selbst steht und wo man sich wohl und sicher fühlt. Behindert oder normal sein stehen sich scheinbar gegenüber, bilden Pole. Von scheinbarer Lebensqualität auf der einen Seite und vielleicht Mühen, Qualen und Hindernissen auf der anderen Seite. Dabei sind die beiden Pole gar keine. Obwohl: Ein Schwerbehindertenausweis ist doch ein amtliches, objektives Dokument, könnte man meinen. Das ist doch nicht mehr die Norm. Ja, klar! In Wirklichkeit sind es aber immer subjektive und immer fließende und nie objektive Bewertungen, ob vom Amt, von den Kolleg*innen, Vorgesetzten oder einem selbst.

Mal ein ganz praktisches Beispiel: Ein Mann mittleren Alters erleidet nach einem Skiunfall einen komplizierten Oberschenkelhalsbruch. Es folgen mehrere Operationen bis irgendwann eine künstliche Hüfte weiterhelfen soll. Dann kommt die stufenweise Wiedereingliederung. Im Alltag und Beruf unterstützt zunächst ein Rollator. Ist der Mann nun anerkannt schwerbehindert? Nein, nicht zwangsläufig! Das wird ja wieder - ist ja vorübergehend und wird auch von der Gesellschaft akzeptiert, war ja ein Sportunfall. Aktiv sein und Sporttreiben sind anerkannt, schließlich gibt es ja prominente Vorbilder. Der Übergang vom normal zum anders sein, vom gesunden zum (nicht mal amtlich anerkannten) behinderten Menschen kann schnell gehen und für die verschiedenen Beteiligten dann zum Genesungs-, Eingliederungs- oder Barrierethema werden.

Das nicht normal, das anders sein wird sogar zu einer Herausforderung: „Sonder“-Regelungen, vielleicht Nachteilsausgleich, bauliche Veränderungen, fehlendes Verständnis, auch Ausgrenzung kann folgen. Unsere Arbeitswelt richtet sich eben meist nicht an den Ausnahmen des anders sein aus, vielmehr an den Leistungsanforderungen, dem Leistungsprinzip (im Öffentlichen Dienst: der Bestenauslese!).

„Was tun Sie“, wurde Herr K. gefragt,

„wenn Sie einen Menschen lieben?“

„Ich mache einen Entwurf von ihm“, sagte Herr K.,

„und achte darauf, dass er ihm ähnlich wird.“

„Wer? Der Entwurf?“

„Nein“, sagte Herr K.,

„der Mensch.“

(nach Bert Brecht)

Behinderte Menschen sind aber meist leistungsfähig – eben unter ihren Bedingungen. Sie wollen aber nicht behindert werden, sondern ihre Leistungen, ihren

Beitrag einbringen – und dabei auch Anerkennung finden, sich in der Gemeinschaft wiederfinden, denn ohne ein erlebbares WIR-Gefühl werden sie im abgelehnten *anders sein* immer hängen bleiben.

Ob Unfall, chronische Erkrankung oder genetisch vorgegeben: Alle Erscheinungen zwingen die „Normalen“ sich mit der eigenen Verletzlichkeit und auch Hinälligkeit, sich mit Leid, auch Tod, zu beschäftigen. Wer will das schon? Wir wollen doch, so lange das möglich ist, ganz normal und gesund und mit dabei sein. So lange wir alle den normalen, nein natürlichen Verlauf des Schicksals verdrängen, desto kritischer und fragwürdiger gestaltet sich das Verhältnis zwischen den Behinderten und den Nichtbehinderten. Dabei ist normal doch einfach das, was vorkommt.

Man mag darüber zweifeln, ob wir eine Gesellschaft, in der man behinderten Menschen völlig selbstverständlich in einer anerkennenden Weise begegnet, noch erleben werden. Auf der gesellschaftlichen aber auch politischen Ebene stellt sich diese Frage eigentlich nicht, weil sie mit Unterzeichnung der UN-Behindertenrechtskonvention schon beantwortet wurde.



Rektor Schiewer und ein Experte am Tag der Vielfalt 2012 im Rollstuhl zur Probefahrt durch die Universität.